

5.5. Ausgeblendete Schadstoffvielfalt IV: Halblösungen für die Hirschackergrube in Grenzach-Wyhlen (D)

Die Chemiemülldeponie Hirschacker in Grenzach-Wyhlen (D) enthält gemäss zwei verschiedenen Industrieschätzungen zwischen 3000 und 100000 Tonnen Chemiemüll. Die zweite Zahl scheint allerdings realistischer zu sein, wie die Auswertung der Massenbilanz nach einer Teilsanierung 2009 zeigt.

Das Werk Rosental der Firma Geigy lässt schon von 1946 bis 1955 Chemiemüll in den Hirschacker fahren. Die Firma Roche beliefert die Kiesgrube ab 1953 mit Chemiemüll aus dem Werk Basel, wie ein bisher unveröffentlichtes, firmeninternes Dokument zeigt. Das Pharmaunternehmen hat dafür allerdings keine Bewilligung. Im Dezember 1957 fordert das Wasserwirtschaftsamt Waldshut (D) deshalb den Abtransport von deponierten «Fässern, Säcken und sonstigen Gefässen mit Chemikalien, Ölen und Farben oder Ähnlichem». Die Müllablagerung am deutschen Rheinufer sei «geeignet, den Tiefbrunnen der Gemeinde Grenzach zu gefährden» und stelle «eine grosse Gefahr für die öffentliche Wasserversorgung» dar. Für allfällige Schäden am Grundwasser hafte der Auffüller. Daraufhin teilt das Landratsamt Lörrach der Deutschen Hoffmann-La Roche AG in Grenzach mit, in der Kiesgrube Hirschacker sei das Lagern von Chemiemüll verboten. Die dortigen Chemieabfälle seien ohne Bewilligung deponiert worden.

Der Liestaler Geologe Hansjörg Schmassmann weist die Roche-Grenzach in einem Gutachten darauf hin, dass der Chemieabfall im Hirschacker nicht nur die Trinkwasserfassungen der Gemeinde Grenzach-Wyhlen gefährden könnte, sondern vor allem die Roche-eigenen Kühlwasserbrunnen. Deshalb akzeptiert der Pharmahersteller 1958 das amtliche Verbot für den Hirschacker. Trotzdem wird dort nach 1958 Chemiemüll abgelagert. 1957 quillt aus einem Bohrloch am Rand der Feldrebengrube bei der Florin AG anstatt klares Grundwasser eine stinkige Brühe. Daraufhin verbietet die Baselbieter Regierung das Ablagern von Chemiemüll im ganzen Kanton. Immer mehr Lastwagen fahren den Abfall aus den Schweizer Chemiefabriken nun über die Landesgrenze — auch nach Grenzach-Wyhlen (D) in den Hirschacker. Da der zunehmende Export von Schweizer Chemiemüll nach Deutschland «gesundheitliche Schäden für unsere Bevölkerung nach sich ziehen könnte», verlangt die Gemeinde Grenzach zusammen mit zwei anderen deutschen Grenzgemeinden 1958 ein Einfuhrverbot. Der deutsche Zoll aber kann die Einfuhr nicht stoppen. Ausserdem lassen sich die Ablagerungen «nicht verhindern», weil sich die Transporteure nicht an die Ablagerungsverbote halten. Auch die Basler Chemiefirmen als Auftraggeberinnen fordern sie nicht auf, diese zu respektieren, geschweige denn verweigern sie ihnen ihre giftige Fracht. Trudpert Meder, Rechtsanwalt, ehemaliger Mitarbeiter von Geigy Grenzach sowie Vertrauter

von Geigy und von Kiesgrubenbesitzern, umschreibt 1978 bei einer amtlichen Vernehmung rückblickend das Verhältnis der Chemie zu ihren Transporteuren Ende der 1950er-Jahre: «Die Industrie hatte zu keiner Zeit die Transportunternehmen [mit illegalen Ablagerungen] beauftragt, sie hat es geduldet, ihr war es willkommen.» Meder habe «damals gespürt, dass die Firma Geigy das wilde Ablagern bevorzugt [...], das war wahrscheinlich der Plan [...], die bisherigen Zustände, die leicht waren, zu erhalten». Die Industrie «wollte [damals] gar keine [legale] Deponie», so Meder.

Die Schweizer Werke der Vorgängerfirmen von Ciba SC, Novartis und Syngenta lagern ihren Chemiemüll noch 1961 mithilfe der Transporteure im Hirschacker ab. Erneut wendet sich deshalb der Bürgermeister von Grenzach-Wyhlen 1961 mit einem Hilferuf an das Gesundheitsamt. Die Gemeinde bemühe sich «schon jahrelang, die unkontrollierbare Einfuhr von Industriemüll» aus Basel «zu unterbinden», was aber nicht gelungen sei. Bürgermeisteramt Gre. An das Stättliche Gesundheitsamt Lörrach 15.11.1961)

Dabei warnt schon im November 1957 ein Gutachten davor, dass der Chemiemüll in der Deponie Hirschacker die benachbarten Trinkwasserfassungen von Grenzach-Wyhlen verschmutzen könnte (vgl. Karte 3, S. 29). Das hält der Konzern Ciba SC in einer «streng vertraulichen» internen Chronologie unter anderem über die Deponie Hirschacker fest. " Die Behörden stellen daraufhin einen Trinkwasserbrunnen ab. 1966 verschmutzen giftige Phenole das Trinkwasser der Gemeinde Grenzach-Wyhlen. Dass die Schadstoffe aus der Deponie stammen, lässt «sich nicht nachweisen», so Ciba SC in ihrer internen Chronologie. Grenzach-Wyhlen baut daraufhin 1967 auf eigene Kosten eine aufwendige, zweistufige Trinkwasseraufbereitung (Oxidation und Aktivkohlefilter). Für 1978 hält die Chronologie des Chemiekonzerns erneut eine Verschmutzung des Grenzacher Trinkwassers fest. Eine Studie des Engler-Bunte-Instituts in Karlsruhe zeigt, dass das Trinkwasser dieselben Substanzen enthält, wie sie im Grundwasser bei der Hirschackergrube vorkommen. Die Gemeinde Grenzach-Wyhlen stellt nun die zweite von drei Trinkwasserfassungen in der Nähe der Deponie ab.

5.5.1. Die erste Teilsanierung:

«Das Zeug muss raus, koste es, was es wolle»

Im deutschen Grenzgebiet sei «eine Pressekampagne über ehemalige Ablagerungen von Chemierückständen aus der Basler Chemie in der Gemeinde Grenzach-Wyhlen angelaufen», rapportiert Ciba-Geigy im April 1978 in einem internen Bericht. Der Chemiekonzern spielt damit unter anderen auf den Grenzacher Alfred Wangler und die «Vereinigung für bürgerabhängige Demokratie» an, die gemeinsam mit der Bürgerinitiative «Umweltschutzaktion» (USA) die Chemiemülldeponie Hirschacker thematisiert.

Wer das Gift im Wasserschutzgebiet von Grenzach-Wyhlen abgelagert habe, sei nicht bekannt, erklärt das Landratsamt Lörrach im November 1978. Man habe sich zwar bei den Chemie- und Transportfirmen erkundigt, aber keine konkreten Hinweise erhalten. Ciba-Geigy lässt die Behörden wissen, sie habe ihren Chemieabfall in den 1950er-Jahren «an fachkundige Unternehmer übergeben». Diese Transportfirmen hätten Ciba-Geigy «nicht» über die «generell oder für die einzelnen Fuhren jeweils benutzten Deponiestandorte orientiert». Deshalb sei «eine Beantwortung» der Fragen des Landratsamts Lörrach «bei bestem Willen unmöglich». Mit dem besten Willen ist es allerdings nicht weit her. Dass Ciba-Geigy 1978 nicht weiss, wohin die angeblich «fachkundigen Unternehmer» den Chemiemüll in den 1950er-Jahren gefahren haben, stimmt offensichtlich nicht. Dies entlarven zwei vertrauliche, bisher unveröffentlichte Berichte der Ciba-Geigy vom März und Juni 1978: «Die [deutsche Transportfirma] Kaiser deponierte auch Chemierückstände» aus Basel, sowohl aus «dem Werk Klybeck (ex Ciba) als auch aus dem Werk Rosental (ex Geigy)» im Hirschacker. Kaiser habe die Transporte Ende der 1950er-Jahre ausgeführt, weil der deutsche Zoll Lastwagen der bis anhin beauftragten Firma Pfirter mit Schweizer Nummernschildern an der Grenze zurückgehalten habe. Denn: «Aus ungezählten amtsinternen Akten» gehe hervor, «dass die lokalen [deutschen] Behörden zu allen Zeiten versuchten, die Einfuhr von Abfällen aus der Schweiz zu unterbinden».

Um weiterhin Chemiemüll nach Deutschland ausführen zu können, täuschten die Camioneure Ende der 1950er-Jahre den deutschen Zoll mit deutschen Nummernschildern. Das schreibt Ciba-Geigy 1978 selbst in einem internen Bericht: «Die Transporte von Chemierückständen aus Basel mit den deutschen Fahrzeugen [...] konnten die Grenze ungehindert passieren» und den Chemiemüll in die Hirschackergrube neben den Trinkwasserbrunnen von Grenzach-Wyhlen kippen. Bekannt sei zudem, dass die Fabriken von «Roche» und «Ciba-Geigy [...] in Grenzach» ebenfalls «Gruben in Grenzach mitbenutzten», berichtet Ciba-Geigy vertraulich. Der Chemiekonzern weiss 1978 genau, dass sein Chemiemüll teilweise in den Hirschacker gelangte. Er verheimlicht dies aber selbst auf Nachfrage der Deutschen Behörden. Noch 2002 kann die Firma Ciba SC bis ins Detail rekonstruieren, auf welchen Parzellen der Hirschackergrube Chemiemüll aus den Fabriken ihre Vorgängerfirmen und von Roche liegen, wie aus der erwähnten, «streng vertraulichen» Ciba SC-Chronologie von 2002 hervorgeht. Gemäss diesem Papier liegen beispielsweise (vgl. Karte 12, S. 125):

- Auf den Parzellen 1453, 1454, 1455, 1456: «800 m³ Bauschutt, Müll und Industrieabfälle.»²⁶⁸ Die Parzellen waren unter anderem im Besitz von Roche.²⁶⁹
- Auf der Parzelle 1446: «200 Liter Chemiemüllfässer mit brennbarem Inhalt, mehrere tausend Liter von flüssigem Abfallstoff.»²⁷⁰

- Auf den Parzellen 1 465 und 1469: «Zahlreiche Fässer, abgebrannter Unrat, chemische Abfälle.»²⁷¹ Die Parzelle 1 465 wurde unter anderem von Geigy beliefert, die Parzelle 1 469 von der Pfirter AG, die auch für Geigy Abfall trans-portierte.m
- Auf den Parzellen 1474, 1 475 und 1476: «Mit Erde bedeckte Chemikalien in 3 m Tiefe, felsiger Untergrund. Grosse Anzahl von Fässern, die unter anderem Chemikalien + Flüssigkeiten enthalten. Ablagerung von chemischem Schutt.» Diese Parzellen sind von den Transportfirmen Pfirter und Kaiser beliefert worden, die auch für Geigy und Ciba gefahren sind."

Im Gegensatz zu Ciba-Geigy teilt die Firma Roche im März 1978 dem Landratsamt auf Anfrage mit, sie habe 1956 und 1957 im Hirschacker Abfall deponiert. Das Amt habe dies damals jedoch verboten (vgl. S. 121) und die «Räumung der bereits eingebrachten Chemieabfälle angeordnet». Dem habe Roche damals Folge geleistet.

1978 wird bei einer ersten Teilsanierung ein Teil des Chemiemülls aus dem Hirschacker herausgeholt. Die Industrie muss nicht dafür bezahlen, denn Lothar Späth (CDU), Ministerpräsident des deutschen Bundeslands Baden-Württemberg verkündet: «Das Zeug muss raus, koste es, was es wolle.» Die öffentliche Hand ist es also, welche die teure Beseitigung des Mülls übernehmen muss, den Roche und die Vorgängerfirmen von Ciba-Geigy in den 1950er-Jahren zu Spottpreisen vergraben liessen.

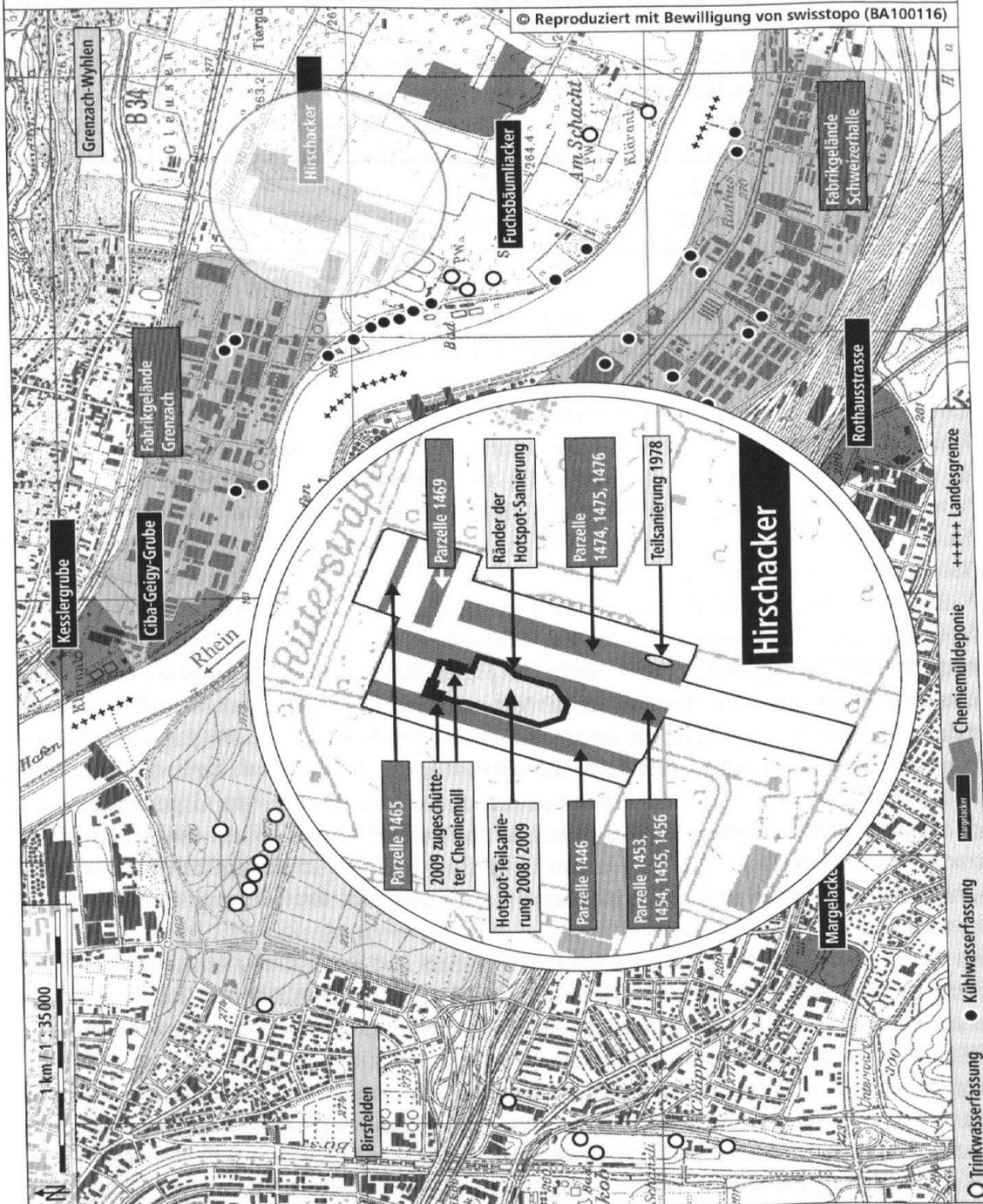
Die Grabarbeiten auf der Deponie Hirschacker beginnen im Oktober 1978 (vgl. Karte 12, S. 125). Zum Vorschein kommen Hunderte von Fässern mit Chemiemüll. Im November 1978 legen die Arbeiter auch Fässer mit der Aufschrift «Vit. A. 1,3 Rückstände» frei. Roche muss einräumen, dass sie Chemieabfall aus ihrer Produktion enthalten.

«Es sei nur eine Frage der Zeit», schreibt der Südkurier unter Berufung auf einen Geologen, bis «die Fässer zerstört» seien. Verrottete Fässer aber würden ihren «Inhalt an das Grundwasser abgeben». Was die 1978 noch meist intakten Fässer enthalten, untersucht die chemische Landesuntersuchungsanstalt Offenburg mittels Screening. «Die Vielfalt der Stoffe», die dabei zum Vorschein kommt, sei «riesig gross gewesen», berichtet die Badische Zeitung unter Berufung auf das Landratsamt Lörrach. Darunter sind zahlreiche gesundheitsschädliche, teilweise auch krebserregende Chemikalien.

Bei der Untersuchung des Trinkwassers der Gemeinde Grenzach-Wyhlen hingegen führen die Behörden keine Screenings durch. Sie suchen bloss nach einzelnen Chlorverbindungen. Das kritisiert ein Chemie- und Medizinstudent aus Basel namens Stadelmann an einer öffentlichen Veranstaltung in Grenzach-Wyhlen: «Warum hat man nicht nach noch gefährlicheren Stoffen gesucht; kanzerogene Stoffe, mit denen die Ciba[-Geigy] in Basel arbeitet und an denen schon viele Arbeiter gestorben sind?» Weil bestimmte Substanzen

Karte 12: Die Hirschackergrube in Grenzach-Wyhlen (D):

Chemiemüllproblem weder mit der Teilsanierung 1978 noch mit der Hotspot-Sanierung 2008/09 gelöst. Beispiele für Parzellen, die u. a. gemäss einer streng vertraulichen Chronologie von Ciba SC (2002) Chemiemüll etwa von Geigy und/oder Roche enthalten bzw. von Transporteuren beliefert wurden, welche für die Basler Firmen in den 1950er-Jahren Chemiemüll führen.



gar nicht gesucht worden seien, so Stadelmann, könne man «eigentlich nicht von einwandfreiem [Trink] wasser» reden, wie dies die deutschen Behörden tun würden, schreibt der Südkurier, der dem jungen Basler eine hohe Glaubwürdigkeit attestiert.

«Der Dreck muss raus», findet 1979 auch Hansjoachim Könsler, Bürgermeister von Grenzach-Wyhlen: «Es geht nicht an, dass wir die Zivilisationsschäden den kommenden Generation generös überlassen.» Doch mehr als 250 Fässer, welche die Arbeiter für rund 1 Million Deutsche Mark aus dem Hirschacker herausgeholt haben, will das Land Baden-Württemberg nicht ausgraben. Die chemischen Schadstoffe in den Fässern seien kaum wasserlöslich: Es sei 1978 «kein Stoff da, der morgen direkt zur Katastrophe führen kann», heisst es von Seiten der Behörden vertrauensselig.

: Damit ist die erste Teilsanierung der Deponie Hirschacker abgeschlossen, ohne dass das Chemiemüllproblem neben den Trinkwasserfassungen wirklich gelöst wäre. «1978 wurde eine Chance verpasst», sagt heute Peter Donath, ehemaliger Umwelt- und Sicherheitsverantwortlicher im Ciba SC-Konzern. Donath war 1978 bei der ersten Teilsanierung des Hirschackers dabei. «Damals waren die meisten Fässer noch intakt. Man hätte sie einfach und somit relativ preiswert bergen und das Problem Hirschacker tatsächlich lösen können.»

Die 250 grösstenteils intakten Fässer mit teilweise hochgiftigem Abfall der Basler Chemie fährt die deutsche Firma Reinger in die Deponie Kölliken (AG). Dorthin liefert auch die Basler chemische Industrie seit 1977 teilweise ihren Müll. In Kölliken werden die Hirschacker-Fässer nach mehr als 30 Jahren nun zum zweiten Mal ausgegraben. Die Deponie wird momentan für über 650 Millionen Franken vollständig ausgehoben, um die benachbarten Trinkwasserbrunnen zu schützen. Diese Kosten bezahlt zu 90 Prozent die Allgemeinheit.

Bei der Teilsanierung der Hirschackergrube von 1978 verbleibt der grösste Teil des Chemiemülls in der Deponie. Er verschmutzt weiterhin das Trinkwasser von Grenzach-Wyhlen (vgl. Karte 3, S. 29). Dies zeigen Analysen des Engler-Bunte-Instituts, das 1980 vermutlich im Auftrag von Ciba-Geigy das Grund- und Trinkwasser untersucht. Das Engler-Bunte-Institut sucht nur nach einzelnen Schadstoffen, nämlich nach elf Substanzen aus der Gruppe der «leichtflüchtigen halogenierten Kohlenwasserstoffe» (LHKW). Die Analyseresultate des Instituts heftet Ciba-Geigy einem eigenen Analysebericht an. Der Konzern erstellt von diesem vertraulichen, bisher unveröffentlichten Bericht, der «weder kopiert noch in Zirkulation gesetzt werden» darf, drei Exemplare. Auf einem dieser Berichte markiert ein Mitarbeiter von Ciba-Geigy die Probestellen, die den Weg der Schadstoffe von der Chemiemülldeponie Hirschacker via Grundwasser in das Grenzacher-Wyhlener Trinkwasser aufzeigen. Ciba-Geigy weiss also: Der nach der ersten Teilsanierung in der Hirschackergrube zurückgebliebene eigene Chemiemüll und derjenige von Roche verschmutzen weiterhin das Trinkwasser von Grenzach-Wyhlen.

So sieht es im Juli 1984 auch Professor Dr. Heinz Hötzl vom Institut für angewandte Geologie der Universität Karlsruhe. Bei längeren Betriebspausen der Kühlwasserbrunnen der Industrie könne verschmutztes Grundwasser von der Deponie Hirschacker in die Trinkwasserbrunnen von Grenzach-Wyhlen gelangen. «Von den [Trink]wässern der Gemeindebrunnen 1-3 von Grenzach-Wyhlen ist bekannt, dass sie in wechselndem Masse Schadstoffeinflüssen aus Altlasten unterliegen», weiss auch der Liestaler Geologe Hansjörg Schmassmann. Er äussert sich dazu, als er nach dem Grossbrand 1986 bei Sandoz in Schweizerhalle verhindern will, dass Chemikalien vom Brandplatz via Grundwasser unter dem Rhein hindurch in die Trinkwasserbrunnen neben dem Hirschacker gelangen.

Nur die zweistufige Aufbereitung des Trinkwassers verhindere, dass Schadstoffe vom Hirschacker ins Grenzacher Leitungsnetz geraten würden, berichtet im September 1989 auch die Badische Zeitung. Die Deponie Hirschacker werde nun seit elf Jahren untersucht. Doch «die übelsten Lieferanten [...] schlafen gut mit der Gewissheit, als Verursacher nicht mehr identifizierbar zu sein» und somit für die Kosten nicht mehr zur Rechenschaft gezogen zu werden, kommentiert das Blatt. Es titelt mit dem Fazit: «Niemand holt die Giffässer aus der Wasserschutzzone. »

Erstaunlicherweise bestreiten die deutschen Behörden 20 Jahre später, dass Hirschacker-Schadstoffe via Grundwasser zu den Trinkwasserbrunnen von Grenzach-Wyhlen fliessen können. Jürgen Hirnschal, Umweltdezernent im Landratsamt Lörrach gibt 2009 «zu bedenken, dass das Trinkwasser von Grenzach-Wyhlen nicht durch den Deponieabstrom» mit Schadstoffen aus dem Hirschacker «beeinflusst werde».

5.5.2. Die zweite Teilsanierung:

Ein Hotspot-Konzept für 100 000 Tonnen Chemiemüll?

Das Landratsamt Lörrach stellt 1978 zwar fest, dass die bei der ersten Teilsanierung entdeckte Schadstoffvielfalt im Hirschacker «riesig gross gewesen» sei. Trotzdem suchen die Behörde und das private, deutsche Geotechnische Institut von 1989 bis 2006 während der Hirschacker-Untersuchungen hauptsächlich nach bloss 11-14 Substanzen. Sie gehören zu den schon erwähnten, leichtflüchtigen halogenierten Kohlenwasserstoffen (LHKW). Schadstoffe aus anderen Gruppen aber beachten sie kaum beziehungsweise nicht systematisch, auch nicht das möglicherweise krebsfördernde Hexachlorethan. Wie in der Muttenzer Feldrebengrube und in der Deponie Bonfol dominiert dieser Schadstoff auch beim Hirschacker in Grenzach-Wyhlen die Verschmutzung. «Für [...] Hexachlorethan muss der Hirschacker als Zentrum der Verunreinigung angesehen werden», schreiben etwa 1989 die Autoren einer historischen Studie über die Deponie. Wie zuvor schon die Schweizer Behörden im Fall der Deponien von Muttenz und von Bonfol suchen auch die deutschen Beamten und das Geotechnische Institut

beim Hirschacker nicht gezielt nach Hexachlorethan. Quasi ersatzweise grenzen sie im Hirschacker zwei kleine Deponiebereiche ein, die mit LHKW belastet seien. Sie nennen diese Schwerpunkte LHKW-Hotspots. Welche weiteren chemischen Schadstoffe in diesen angeblichen LHKW-Belastungsschwerpunkten und vor allem um sie herum vorkommen, klärt niemand systematisch ab. Damit wird der Chemiemüll im Hirschacker auf LHKW reduziert.

Am 18. August 2006 klingelt im Landratsamt Lörrach das Telefon. Am Apparat ist Johannes Randegger, FdP-Nationalrat und Geschäftsführer der industrienahen «Interessengemeinschaft Deponiesicherheit Region Basel» (IG DRB). Randegger ist unter Druck. Einen Monat zuvor hat Greenpeace Screening-Analysen des Trinkwassers aus der Muttenzer Hard veröffentlicht. Die Resultate weisen auf die Muttenzer Chemiemülldeponien als Schadstoffquelle hin. Nicht nur in Muttenz wird der Ruf nach einer Totalsanierung der Deponien lauter. Die Gemeinden Neuwiller (F), Allschwil und Schönenbuch fordern die vollständige und definitive Beseitigung der Deponien Roemisloch in Neuwiller (F) und Le Letten in Hagenthal-le-Bas (F).

Der Anlass seines Anrufs im Landratsamt sei eine Medienkampagne von Greenpeace für die Totalsanierung der Chemiemülldeponien, so Randegger am Telefon. Dieser wolle die Industrie mit Hotspot-Sanierungen entgegentreten, wenn sie sinnvoll und notwendig seien. Beim Hirschacker würden die Hotspots mit LHKW tendenziell auf der Parzelle der Gemeinde Grenzach-Wyhlen liegen, womit eigentlich die Gemeinde haften müsste. Aber die Industrie wolle nicht auf den Meter schauen. Randegger signalisiert Bereitschaft, die LHKW-Hotspots weitgehend auf Kosten der Industrie auszuheben. Er bittet das Landratsamt Lörrach, seine Haltung dazu möglichst bald zu äussern.

Die Industrie weiss, dass sie im Hirschacker eine enorm breite Schadstoffvielfalt vergraben hat. Ihr muss somit bewusst sein, dass eine LHKW-Hotspot-Sanierung das Problem der gigantischen Chemiemülldeponie genauso wenig lösen wird wie die Teilsanierung 1978. Wie gezeigt, hält die Basler Chemie seit 2001 aber gerade die breite Schadstoffpalette bei ihren Deponien und somit auch die tatsächliche Belastung von Wasser wohlweislich im Dunkeln, indem sie Screening-Untersuchungen verweigert, sie fragwürdig beurteilt oder nicht auswertet. Das ist ein Teil ihrer Strategie, womit sie Sanierungen vermeiden oder zumindest verzögern will. Dass das Landratsamt Lörrach die Schadstoffvielfalt bei der Chemiemülldeponie Hirschacker bisher ebenfalls ausgeblendet hat, kommt der Basler Chemie im August 2006 entgegen. Die Rechnung von Ciba SC, Novartis, Roche und Syngenta geht auf: Randeggers Anruf bei den deutschen Behörden scheint mit ein Grund zu sein, dass für die Hirschackergrube ein Billigsanierungskonzept entsteht, das weitgehend auf bloss 14 Substanzen aus der Gruppe der LHKW aufbaut.

Randegger hat den deutschen Behörden im Namen der chemischen Industrie eine weitgehende Finanzierung der Hotspotsanierung angeboten. Die Industrie will mit diesen

billigen Ersatzmassnahmen Totalsanierungen in der Region Basel verhindern. Roche, Landratsamt und Gemeinde aber verbreiten im Februar 2007 die Meldung: «Das Landratsamt Lörrach und die Gemeinde Grenzach-Wyhlen» hätten «die Firma Hoffmann-La Roche AG, Basel, angefragt, ob sie bereit wäre, einen Beitrag zur Finanzierung der Sanierung Hirschacker zu leisten». Roche habe sich «freiwillig» bereit erklärt, «einen wesentlichen Teil der Kosten» zu übernehmen.



Foto 13:

Fassfunde ohne Folgen. Beim Nachgraben an den Rändern der Hotspots mitten in der Chemiemülldeponie Hirschacker in Grenzach-Wyhlen (D) kommen am 19. Juni 2009 Fässer zum Vorschein. Foto: Dave Joss.

Das LHKW-Hotspot-Sanierungskonzept von Industrie und Landratsamt Lörrach hat indes wenig mit der realen Schadstoffvielfalt im Hirschacker zu tun. Die Folge wird sein, dass der Pharmakonzern Roche zum Schluss der angeblichen LHKW-Hotspot-Sanierung hochgiftigen, stinkenden und gut sichtbaren Chemiemüll unmittelbar neben den Trinkwasserbrunnen von Grenzach-Wyhlen wieder zuschütten lässt.

Nicht nach wenigen Monaten, wie geplant, sondern infolge der «unterschätzten» Schadstoff-Inhomogenität und -vielfalt erst nach einem Jahr, schliessen im Juli 2009 der Basler Pharmakonzern Hoffmann-La Roche, das deutsche Ingenieurbüro Harress Pickel Consult AG (HPC), das Landratsamt Lörrach und die Gemeinde Grenzach-Wyhlen (D) die sogenannte Hotspot-Sanierung bei der Chemiemülldeponie Hirschacker ab (vgl. Karte 12, S. 125). Eigentlich wäre dies ein Grund zum Feiern. Die Schlagzeilen der Zeitungen jedoch sind skeptisch: «Fund von Fässern bleibt ohne Folgen», titelt etwa die Basler Zeitung (vgl. oben, Foto 13).²⁰ Und die Stuttgarter Zeitung meint: «Der Chemiemüll ist noch im Erdreich.»

Dass der Aushub von ausgewählten Hotspots das Problem Hirschackergrube in Grenzach-Wyhlen (D) löst, ist schon bestritten, bevor die Grabarbeiten beginnen. Ebenso steht bereits infrage, ob der Aushub aus den Hotspots tatsächlich vorwiegend Schadstoffe aus der Gruppe der «leichtflüchtigen halogenierten Kohlenwasserstoffe» (LHKW) enthalten würde. LHKWs aber waren für Roche, HPC und Landratsamt Lörrach der offizielle Sanierungsgrund.

Welche Mengen LHKW kamen bei der Hotspot-Sanierung im Hirschacker von 2008/09 tatsächlich zum Vorschein? Die Schadstoffbilanz der Grabarbeiten ist ernüchternd. Sie führt den offiziellen Sanierungsgrund ins Absurde: Nur gerade 140 Kilogramm LHKW werden ausgebaggert. Das entspricht 0,003 Prozent der 5 Millionen Kilogramm Aushubmaterial, das die Projektverantwortlichen aus den zwei Hotspots herausholen und in Sondermüllöfen entsorgen." Ausser LHKW sind also grosse Mengen anderer chemischer Substanzen ausgegraben und verbrannt worden. Um was es sich genau handelt, ist weitgehend unbekannt. Dazu gehört aber beispielsweise das vermutlich krebserregende Hexachlorethan, das, wie gezeigt, in grossen Mengen in der Deponie Feldreben in Muttenz, in Bonfol und eben auch in der Hirschackergrube vorkommt. Wo überall im Hirschacker Hexachlorethan liegt, ist nie systematisch untersucht worden.

Hexachlorethan aber kann sich in der Umwelt unter bestimmten Bedingungen zu den beiden vermutlich krebserregenden Schadstoffen Tetrachlorethen (Per) und Trichlorethen (Tri) abbauen: Diese zwei Substanzen gehören zur Gruppe der LHKW und damit zum hauptsächlichen Sanierungsgrund. Roche, HPC und Landratsamt gehen davon aus, dass Per und Tri als Abfall im Hirschacker entsorgt worden ist und deshalb heute das Grundwasser verschmutzen. Das Per und Tri im Grundwasser könnte aber genauso gut aus dem Abbau von Hexachlorethan stammen. Dafür spricht zusätzlich, dass 2008 und 2009 aus den Hotspots über 12 Mal mehr Hexachlorethan als die LHKW Per und Tri ausgegraben wurde.' Wenn aber wirklich das Hexachlorethan die Ursache der Per- und Tri-Verschmutzung des Grundwassers ist, dann müsste der zentrale Sanierungsgrund das Hexa-chlorethan sein und die Sanierung darauf ausgerichtet werden, um die tatsächliche Schadstoffquelle zu beseitigen. Davon ist im HPC-Sanierungskonzept jedoch nichts zu lesen.

Roche, HPC und Landratsamt Lörrach sind vor der Hotspot-Sanierung gewarnt. Denn im November 2006 bietet Pierre Jaccoud, unter anderem Sekretär der Konzernleitung und persönlicher Assistent von Roche-Geschäftsleiter und Verwaltungsratspräsident Franz B. Humer, Greenpeace Schweiz eine Zusammenarbeit bei der Planung der Hotspot-Sanierung an. Roche wolle neue Wege gehen und Greenpeace in diese Prozesse einbeziehen.

Daraufhin beauftragt mich Greenpeace Schweiz als Gutachter. Ich nehme in den Hirschacker-Sanierungsgremien Einsitz und überprüfe als Erstes das Hotspot-Sanierungskonzept. Dies tut aus eigener Initiative auch Peter Donath, ehemaliger Umweltchef des Ciba SC-Konzerns, der

1978 an der ersten Hirschacker-Teilsanierung beteiligt war. Ebenso äussert sich Sigrid Rembold, ehemalige Mitarbeiterin der industrienahen «Interessengemeinschaft Deponiesicherheit Region Basel» im Auftrag von HPC/Eisele. So sind es Ende 2007 gleich drei voneinander unabhängige Gutachten, die weitgehend identische Kritik am Hotspot-Sanierungskonzept von Roche, HPC/Eisele und Landratsamt Lörrach üben: Es sei zu einseitig auf die bloss 11-14 leichtflüchtigen halogenierten Kohlenwasserstoffe (LHKW) ausgerichtet. Es werde deshalb der tatsächlichen Schadstoffvielfalt in der Deponie Hirschacker nicht gerecht, was Analysen aus der Zeit der ersten Teilsanierung 1978 und von vergleichbaren Deponien der Basler Chemie zeigten.³⁰⁶ So schreibt Peter Donath, Ex-Umweltchef von Ciba SC: «Die fast ausschliesslich auf LHKW begrenzte Datenbasis für die Grundwasser-Qualität [...] ist für eine Sanierungsentscheidung völlig unzureichend.» Unter diesen Sanierungsvorgaben sei eine «weitere Teilausgrabung der Deponie [...] nicht sinnvoll». Mit der Hotspot-Sanierung könne das «Langzeitrisiko f...1 weder signifikant reduziert, noch kontrolliert werden».⁰⁷ Mit anderen Worten: Wie schon die erste Teilsanierung 1978 löse auch die 2007 geplante zweite Teilsanierung das Problem Hirschackergrube nicht.

HPC/Eisele und Landratsamt Lörrach bestätigen im Juli 2007, «dass keine ausreichende Untersuchung schwerflüchtiger Substanzen im Grundwasser in einer repräsentativen Abstrombreite in den bisherigen Untersuchungen zur Hirschacker-grube stattfand». Behörde und Ingenieurbüro lassen deshalb einmalig eine Serie von Grundwasserproben nehmen und mittels Screening analysieren.

Ohne jedoch die Screening-Resultate abzuwarten und trotz der einhelligen Kritik der drei externen Expertinnen schreibt HPC mit dem Einverständnis von Roche und Landratsamt die Arbeiten für den Hotspot-Aushub im Frühjahr 2008 unbeirrt als LHKW-Sanierung öffentlich aus. Folglich offerieren die Baufirmen Entsorgungsanlagen, die LHKW-verunreinigtes Aushubmaterial bearbeiten können. Diese Anlagen sind jedoch kaum geeignet für Aushubmaterial mit einer vielfältigen Schadstoffbelastung. Genau solches aber ist bei den Grabarbeiten mitten in der Hirschackergrube zu erwarten. Solches Material sollte generell in Sondermüllöfen vernichtet werden. Eine Sondermüllverbrennung hat das planende Ingenieurbüro HPC in der Ausschreibung indessen nicht verlangt. Das kommt am 14. Juli 2008 heraus, kurz vor dem Start der Grabarbeiten. Dass die Ausschreibungsunterlagen wenig mit der tatsächlichen Schadstoffbelastung im Hirschacker zu tun haben, bemerkt nun auch die Baufirma Heilit, die den Zuschlag für den Aushub der Hotspots erhalten hat. Als sich zeigt, dass das Aushubmaterial nicht wie offeriert und beauftragt entsorgt werden kann, verlangt Heilit zusätzliches Geld für den Mehraufwand.

Da nicht einmal geregelt ist, wie und wohin der Hirschacker-Aushub entsorgt werden kann, ist schon vor Aushubbeginn ein Baustopp abzusehen. Deshalb beantrage ich am 14. Juli 2008 im Auftrag von Greenpeace, den Start der Grabarbeiten zu verschieben. Es sollen unter

anderem zuerst die Sondermüllöfen gebucht und die Vertragsstreitigkeiten mit der Baufirma gelöst werden. Die Bagger beginnen trotzdem am 4. August 2008 zu graben. Gemäss der Einschätzung von HPC zu Beginn der Grabarbeiten seien die obersten 3 Meter des Hotspots Nord weitgehend HKW-frei und somit weitgehend sauber, weshalb für deren Aushub kein Zelt notwendig sei. Wie aufgrund der Erfahrungen bei anderen Deponien der Basler Chemie zu erwarten war, stossen die Arbeiter auch beim Hirschacker schon knapp unter der Oberfläche auf Chemiemüll, darunter ein teilweise zerstörtes Fass mit reinem Hexachlorethan. Nach nur neun Tagen steht der Aushub still. Der Chemiemüll und das kontaminierte sonstige Aushubmaterial kann nicht in Sondermüllöfen gefahren werden, weil entsprechende Verträge fehlen. Das teilweise stark verschmutzte Aushubmaterial liegt nun auf dem Gelände herum, was zu unnötigen Schadstoffemissionen in die Luft führt, die mit einem seriösen Entsorgungsplan einfach vermeidbar gewesen wären. Nachdem sich HPC und die Baufirma Heilit über die Vergütung des Mehraufwands geeinigt haben, kann das Zelt mit Abluftreinigung aufgestellt werden. Mitte September geht der Aushub der vermeintlichen «LHKW-Hotspots» weiter. Inzwischen ist offensichtlich, dass LHKW nicht die einzige — und allenfalls nicht einmal die vordringlichste — Problematik der Hotspots darstellt, geschweige denn der ganzen Hirschackergrube.

5.5.2.1. Ausgegraben und wieder abgelagert:

Welche Hirschacker-Schadstoffe landen auf anderen Deponien?

Roche, HPC und das Landratsamt Lörrach wollen Aushubmaterial aus der Hirschackergrube erneut auf Deponien «entsorgen». Heilit und HPC haben schon lange ins Auge gefasst, bestimmte Aushubchargen in die Deponie Eichelbuck bei Freiburg i. B. (D) zu fahren, doch das Regierungspräsidium Freiburg bemängelt die dazu notwendige Abfalldeklaration umgehend. Es verbietet im September 2008 den Projektverantwortlichen das Ablagern von Hirschacker-Müll auf der Deponie Eichelbuck. Die Methode, wie HPC Proben daraus nehme, sei nicht an die Heterogenität des Materials angepasst und deshalb nicht repräsentativ. Um verlässliche Resultate zu erhalten, müssten die Materialproben aus sogenannten Haufwerken entnommen werden. HPC aber hat auf der Hirschacker-Baustelle nicht vorgesehen, solche standardisierten Aushubhaufen zu errichten. Sie aufzuschichten und die Analyseergebnisse abzuwarten, würde deshalb Zusatzkosten in der Höhe von 1 Million Euro bedeuten. Deshalb deklariert HPC mit dem Einverständnis des Landratsamts Lörrach das Aushubmaterial weiterhin nach der bisherigen Methode. Teile des Hirschacker-Aushubs werden nun allerdings nicht wie vorgesehen bei Freiburg in Baden-Württemberg, sondern in Rheinland-Pfalz redeponiert. Zur Abfalldeklaration findet am 19. September 2008 auf der Hirschacker-Baustelle eine Sitzung mit dem Regierungspräsidium Freiburg statt.

Danach umschreibt Thomas Osberghaus, bei HPC Projektverantwortlicher für die Hotspot-Sanierung, in einer Mail unter anderen an Peter Schnurrenberger, Konzernverantwortlicher für Umwelt und Sicherheit bei Roche, und Eva de Haas vom Landratsamt Lörrach die Abfallausfuhr aus Baden-Württemberg: Die auf der Hirschacker-Baustelle praktizierte Abfalldeklaration widerspreche «bei strenger Auslegung» einer in Baden-Württemberg geltenden «Richtlinie zur Haufwerksbeprobung». Am Ende der Sitzung seien aber «auch keine formalen Probleme mehr» verblieben, weil der Hirschacker-Aushub «grundsätzlich nicht mehr auf Deponien im Regierungsbezirk», also nicht in Baden-Württemberg abgelagert werden soll. «Somit wird erfreulicherweise» bei der Deklaration des verdreckten Hirschacker-Aushubmaterials «weiterhin nach dem ursprünglichen Konzept verfahren». Osberghaus geht am 20. September 2008 «davon aus, dass dies auch so bleibt, da die [...] Deponien» in Rheinland-Pfalz «schon bisher» Hirschacker-Material angenommen hätten. «Bei strenger Auslegung» umgehen also HPC und Roche mit Kenntnis des Landratsamts Lörrach eine Richtlinie des Bundeslandes Baden-Württemberg, als sie während dreier Monate Aushubmaterial aus dem Hirschacker in Rheinland-Pfalz ablagern.

Erst im Dezember 2008 stellt HPC beim Hirschacker auf die sogenannte Haufwerksbeprobung um, wie es unterdessen auch das Umweltministerium Baden-Württemberg fordert, wie sich zeigen wird. In der Zwischenzeit sind jedoch bereits rund 17000 Tonnen ungenügend deklariertes Hirschacker-Aushubmaterial in Rheinland-Pfalz gelandet, unter anderem in einer Deponie in Budenheim bei Mainz. Die gleiche Baufirma Heilit, welche die Hotspots ausgräbt, modelliert dort unter anderem mit dem Hirschacker-Material die Oberfläche der Deponie zu einem Golfplatz.

Als Mitglied des Expertengremiums, das die Hirschacker-Sanierung begleitet, stelle ich immer wieder infrage, dass die Abfalldeklaration repräsentativ sei. Trotzdem informieren die Projektverantwortlichen nicht über das Ablagerungsverbot des Regierungspräsidiums Freiburg mit genau diesen Vorbehalten bezüglich der Repräsentativität. Die oben zitierte Mail von HPC unter anderem an Roche kenne ich im Februar 2009 ebenso wenig, als ich auf informellem Weg von den Einwänden des Regierungspräsidiums Freiburg erfahre. Matthias Wüthrich, Chemie-Campagner bei Greenpeace Schweiz, und ich als beauftragter Gutachter verlangen daraufhin von Roche, HPC und Landratsamt Lörrach eine detaillierte Antwort.

Homogenes von inhomogenem Aushubmaterial per Augenschein zu unterscheiden erachte ich aufgrund zahlreicher Besuche auf der Hirschacker-Baustelle als unmöglich. Rätselhaft bleibt für mich insbesondere, wie das Auge farblose beziehungsweise durchsichtige Schadstoffe zuverlässig von sauberem Aushubmaterial unterscheiden soll. Dasselbe gilt für Chemieabfälle, die in der Grube die Farbe der umgebenden Erde angenommen haben, wie beispielsweise das vermutlich krebsauslösende Hexachlorethan: die ursprünglich weissen Knollen sind oft erdfarben und kaum mehr eindeutig zu erkennen. Die Frage, wie solche

Schadstoffe im Boden von blossem Auge vom sauberen Material unterschieden werden können, beantworten die Behörden von Baden-Württemberg nicht.

Welche Schadstoffe in welchen Mengen mit den 17000 Tonnen Hirschacker-Aushub nun auf Deponien in Rheinland-Pfalz liegen, bleibt bis heute ungeklärt. Soweit bekannt, liessen auch die Behörden der beiden Bundesländer keine Screening-Untersuchungen des abgelagerten Materials durchführen. Dass wenig klar ist, was genau — kaum ausgegraben — andernorts einfach wieder abgelagert worden ist, machen auch bisher unveröffentlichte Analysen des Labors RWB deutlich, die Greenpeace Schweiz in Auftrag gegeben hat. Die Umweltorganisation nimmt am 21. Juni 2009 beim Hirschacker Proben von zwei standardisierten Haufwerken aus Aushubmaterial, die bereits für den Abtransport in andere Deponien deklariert sind. Das Labor RWB macht mit den Proben Auswaschversuche (Eluate) gemäss deutscher Norm. Dabei wird das Material drei Stunden mit Wasser in Kontakt gebracht. Der Versuch simuliert, welche Substanzen das Wasser in welchen Konzentrationen herauszulösen vermag, wie es beispielsweise bei der Deponie auch mit Regenwasser geschehen könnte.

—Haufwerk Nr. 300: Die Screening-Analysen von **RWB** bringen 81 chemische Schadstoffe zum Vorschein. Sie belasten den Liter Eluat-Flüssigkeit mit über 9 Milligramm. Mehr als die Hälfte der Belastung kommt von 25 unbekanntem Substanzen.³²⁸ Das Haufwerk Nr. 300 ist somit stark verschmutzt. HPC hingegen lässt es als schwach belastetes Material (Deutsche Abfallklasse 2)³²⁹ auf der Deponie Hessheim in Rheinland-Pfalz abgelagern.³³⁰

—Haufwerk Nr. 302: Die Screening-Analysen zeigen 53 Schadstoffe, die den Liter Auswaschwasser mit 0,54 Milligramm belasten. Die Hälfte davon stammt von 42 unbekanntem Substanzen." HPC aber lässt das Haufwerk Nr. 302 als angeblich sauberes Material (Z.1) in die ausgehobenen Hotspots Hirschacker zurückfüllen.³³²

Roche, HPC und das Landratsamt Lörrach haben den Hirschacker-Aushub in der Regel auf 51 einzelne Standardschadstoffe gemäss deutschem Abfallrecht sowie zum Teil mittels summarischen Analysemethoden (Summenparameter) untersucht, bevor sie ihn teilweise auf andere Deponien fahren lassen. Die Greenpeace-Screenings zeigen aber, dass diese 51 Standardsubstanzen das mögliche Schadstoffspektrum und somit die tatsächliche chemische Verschmutzung des Aushubmaterials auch dann nicht abbilden, wenn die Proben korrekt aus den standardisierten Haufwerken genommen werden. Die Projektverantwortlichen haben also das auf Deponien zum Beispiel in Rheinland-Pfalz abgelagerte Material zu wenig auf seine Schadstoffvielfalt untersucht. Auf dieser schmalen Datenbasis ist es unmöglich, abschliessend zu beurteilen, dass das Material kein Chemiemüllrisiko in sich birgt. Die Greenpeace-Screenings von Hirschacker-Aushub werfen die Frage erneut auf: Welche Schadstoffe sind in welchen Mengen aus der Hirschackergrube auf Deponien in Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz verlagert worden? Die Wahrscheinlichkeit

erscheint relativ hoch, dass Hirschacker-Schadstoffe anstatt vernichtet, mangelhaft untersucht und deshalb unerkant in andere Deponien verschoben worden sind. Das Ziel der Sanierung einer Chemiemülldeponie kann aber nicht sein, das belastete Aushubmaterial aus einer Deponie einfach auf andere Deponien zu verteilen, wie dies mit den 1978 ausgegrabenen Hirschacker-Fässern, die in der Deponie Kölliken (AG) wieder vergraben worden sind, schon einmal geschehen ist. Nicht nur die neuen Analysen von Greenpeace sprechen dafür, dass sich Ähnliches beim Hirschacker 2008 und 2009 wiederholt hat. Denn die meisten Screenings vom Hirschacker zeigen eine breite Palette von Schadstoffen, die mit Standarduntersuchungen nicht abgedeckt sind. HPC, das Landratsamt Lörrach und Roche lassen diese Screenings 2008 aber nicht etwa anfertigen, um das Aushubmaterial aus den Hotspots zu entsorgen. Die Erhebung sollte vielmehr dem Entscheid dienen, wie mit der ungleich grösseren Menge Chemiemüll ausserhalb der beiden ausgeschiedenen Hotspots im Rest der Deponie verfahren werden soll. Das Ziel der Verantwortlichen aber ist, die ausgehobenen Hotspots und den Chemiemüll an ihren Rändern möglichst schnell wieder zuzuschütten, wie das nächste Kapitel dokumentiert.

5.5.2.2. Chemiemüll neben Trinkwasserfassungen:

Das Zeug bleibt drin, gefährde es, was es wolle

Der Löwenanteil des Chemiemülls im Hirschacker liegt ausserhalb der beiden ausgeschiedenen Hotspots. Deshalb ist schon vor dem Beginn der Grabarbeit klar, dass der Aushub dieser Hotspots das Problem Hirschackergrube nicht lösen wird. Als Mitglied der Sanierungsgremien dränge ich deshalb seit 2007 auf Kriterien, die den Umgang mit dem Chemiemüll an den Grubenrändern ausgehobenen Hotspots und somit im viel grösseren Rest der Deponie festlegen. Deshalb legen Peter Schnurrenberger, Chef Umwelt und Sicherheit im Roche Konzern, Eva de Haas vom Landratsamt Lörrach und ich im Namen von Greenpeace Schweiz auf Vorschlag von Thomas Osberghaus, Projektverantwortlicher von HPC, ein Vorgehen fest, das auf standardisierten Auswaschversuchen basiert und Kriterien für das Weitergraben an den Grubenrändern der ausgehobenen Hotspots beinhaltet.

Auswaschversuche simulieren, wie wasserlöslich die Schadstoffe beispielsweise in einer Bodenprobe sind. Die Probe wird nach einem bestimmten Verfahren mehrere Stunden bis mehrere Monate mit Wasser durchspült, die Flüssigkeit aufgefangen (Eluat) und auf Schadstoffe untersucht. Je leichter wasserlöslich die Schadstoffe sind, umso grösser ist ihr Potenzial, bei der Hirschackergrube in der Realität das Grund- und Trinkwasser zu verschmutzen.

Die Projektverantwortlichen und ich als Beauftragter von Greenpeace einigten uns auf eine Limite von 4,5 Mikrogramm pro Liter Eluat-Flüssigkeit für unbekannte Substanzen

beziehungsweise bekannte Substanzen mit unbekannter Toxizität. Wird dieser Wert überschritten, lassen die Projektverantwortlichen auf Kosten von Roche an den Rändern der ausgehobenen Hotspot-Gruben weitergraben (vgl. Karte 12, S. 125). Nach dem Aushub der ersten Schicht soll die Verschmutzung erneut mit Auswaschversuchen beurteilt werden. Wenn notwendig, sollen weitere Schichten ausgehoben werden, bis an den Rändern der Hotspot-Gruben Material in der vereinbarten Qualität ansteht. Ziel der Zusicherung ist es, eine zukünftige Verschmutzung des Grundwassers durch den Hirschacker-Müll ausserhalb der ausgehobenen Hotspots zu verhindern.

Um die zugesicherten Abläufe umzusetzen, lassen die Verantwortlichen um die ausgehobenen Hotspot-Gruben herum mit dem Bagger über 120 kleine Löcher graben (Baggerschürfe), woraus sie die Bodenproben für die Auswaschversuche nehmen. Die daraus gewonnene Eluat-Flüssigkeit wird mit circa 50 umfassenden Screening-Analysen untersucht.³³⁶ Dabei kommen insgesamt rund 400 chemische Substanzen zum Vorschein." Sobald die Ergebnisse dieser Untersuchungen vorliegen, ist klar, dass im Sinn der Zusicherung gegenüber Greenpeace zusätzlich zu den beiden Hotspots relativ grosse Bereiche ebenfalls ausgehoben werden müssen. Inzwischen wenig überraschend lehnen Roche, HPC und das Landratsamt Lörrach dies aber ab. Nun erklären sie plötzlich, ich hätte die Zusicherung falsch verstanden. Diese beinhalte nur, dass an den bestehenden Rändern der ausgehobenen Hotspot-Gruben das kontaminierte Material ausgehoben und entsorgt werde (vgl. Karte 12, S. 125). Es sei aber nicht vereinbart, dass nach diesem Aushub weitere Messungen erfolgen müssten." Beim teilweisen Abgraben dieser ersten Schicht an den Rändern der ausgehobenen Hotspot-Gruben mitten in der weit grossflächigeren Hirschackergrube, kommen am 29. Juni 2009 rund 25 Fässer zum Vorschein. Im Gegensatz zu 1978 sind sie 2009 weitgehend verrostet. Wie von einem Geologen nach der ersten Teilsanierung vorausgesagt, hat sich ihr Inhalt in der Zwischenzeit mit dem sie umgebenden Erdmaterial vermischt beziehungsweise ist versickert. Dass in den Rändern der ausgehobenen Hotspot-Gruben Fässer mit Chemiemüllresten hervorkommen, beeindruckt die deutschen Behörden wenig. «Wir sanieren nur das, was nachgewiesenermassen einen schädigenden Einfluss auf das Grundwasser hat», sagt Georg Lutz vom Landratsamt Lörrach lapidar. Diese Fassreste und den dazugehörigen Chemiemüll lassen Roche, HPC und Landratsamt noch weitgehend ausgraben. Als am 8. Juli 2009 in den Rändern aber erneut Fassreste und Chemiemüll hervorkommen, stoppen die Projektverantwortlichen die Grabarbeiten. Sie wollen nichts mehr hören, nichts mehr riechen, nichts mehr sehen und erst recht nichts mehr messen, sondern die ausgehobenen Hotspot-Gruben möglichst schnell zuschütten.

Zeitgleich beteuert Andre Hoffmann, Roche-Erbe und Vizepräsident des Pharmakonzerns in einem Interview mit der Basler Zeitung, Naturschutz sei «das Gebot der Stunde — wir müssen

das Übel an der Wurzel packen». Roche handelt keineswegs nach den Prämissen ihres Vizepräsidenten, der diese Funktion auch im Stiftungsrat der Umweltorganisation WWF-International innehat. Roche, HPC und das Landratsamt Lörrach als Umweltbehörde lassen in den Böschungen der ausgehobenen Grube des Hotspots Nord Mitte Juli 2009 offensichtlichen und übel stinkenden Chemiemüll zurück. Auch die korrodierten Chemiemüllfässer, die am 8. Juli 2009 beim Nachgraben in diesen Rändern erneut sichtbar werden, bewegen die Verantwortlichen nicht dazu, dem Hirschacker-Müll endlich auf den Grund zu gehen. Mitte Juli 2009 schütten sie die Gruben stattdessen mit Erde zu. Was genau sie dabei begraben, wissen sie nicht. Sie machen — soweit bekannt — keine Screenings vom zurückgelassenen Chemiemüll. Greenpeace hingegen schon. Die Umweltorganisation nimmt noch am 5. Juli 2009 am Ostrand des ausgehobenen Hotspots Nord eine Materialprobe für einen Auswaschversuch. In der daraus gewonnenen Eluat-Flüssigkeit weist das Labor RWB 118 chemische Schadstoffe in einer Gesamtkonzentration von über 320 Mikrogramm pro Liter nach. Weil sie mit Wasser aus der Materialprobe lösbar sind, gefährden sie das Grundwasser. Das zeigt auch der Vergleich mit dem zwischen Roche, HPC, dem Landratsamt Lörrach und mir vereinbarten Grenzwert für unbekannte Substanzen von 4,5 Mikrogramm pro Liter. 17 unbekannte Substanzen überschreiten diesen Wert bis 8,5 Mal. Die Projektverantwortlichen hätten weitergraben müssen, um das Grundwasser vor einer Verschmutzung durch Hirschacker Müll zu schützen. Pikant: Der mit Chemiemüll verschmutzte Ostrand des Hotspots Nord, den die Projektverantwortlichen zuschütten, grenzt an die Parzelle 1453. Sie enthält gemäss der erwähnten, streng vertraulichen Ciba SC-Chronologie von 2002 auch «Industrieabfälle» und war unter anderem im Besitz von Roche.

Noch schlimmer sehen die Ränder in der nordwestlichen Ecke des ausgegrabenen Hotspots Nord aus, wo ich am 8. Juli 2009 eine Materialprobe nehme. Unmittelbar danach wird der Chemiemüll zugeschüttet, damit die unterdessen fast senkrechte Grubenböschung nicht einstürzt.

Das Labor RWB weist mittels Screening im Eluat aus dieser Probe 590 Substanzen nach. Davon werden 181 Schadstoffe im Analysebericht genauer ausgewiesen. Sie belasten das Eluat mit mindestens 1 Milligramm Schadstoffe pro Liter. 162 der ausgewiesenen chemischen Stoffe sind unbekannte Substanzen, das heisst, sie haben keinen Namen und über ihre Wirkung ist praktisch nichts bekannt. 40 dieser unbekanntesten Substanzen überschreiten den vereinbarten Grenzwert von 4,5 Mikrogramm pro Liter um bis zu 66 000 Mal. Hätten sich Roche, HPC und das Landratsamt Lörrach an die Zusicherung gegenüber Greenpeace halten wollen, hätten sie auch in der nordwestlichen Ecke des Hotspots Nord weitergraben müssen. Der Rand dieser Nordwestecke grenzt im Übrigen an die nicht sanierte Parzelle 1446, in der laut der Ciba-SC-Chronologie von 2002 «200 Liter Chemiemüllfässer mit brennbarem Inhalt, mehrere tausend Liter von flüssigem Abfallstoff» verborgen liegen.

Dass diese zurückgelassenen und zugeschütteten Schadstoffe ins Grundwasser gelangen, davon ist auch Professor Michael Oehme überzeugt. Oehme ist, wie bei den Deponien im Elsass, in Muttenz und in Bonfol auch beim Hirschacker als unabhängiger Experte tätig. Er sagt an einer Sitzung eines Hirschacker-Begleitgremiums im Februar 2009, es sei sicher, dass diese Schadstoffe irgendwann im Grundwasser ankämen, da sie eben wasserlöslich seien, wie die Eluate zeigen.

139



Den Chemiemüll neben Trinkwasserfassungen zuschütten: Abschluss der Hotspot-Sanierungsarbeiten mitten in der Hirschackergrube in Grenzach-Wyhlen (D) am 14. Juli 2009. Foto: Martin Forter.

Diese Ausführungen des unabhängigen Gutachters aber lassen Roche, HPC und das Landratsamt Lörrach nicht nur im Protokoll der Sitzung weg.³⁴⁷ Sie wollen sie trotz Reklamationen von Greenpeace auch nicht als Anhang zum Protokoll zulassen, obwohl Oehme dies so vorgeschlagen hat. So behauptet Thomas Osberghaus von HPC im Juli 2009 unbeirrt, es sei «nicht erkennbar, dass ein weiteres Nachgraben zur Gefahrenabwehr beziehungsweise Sanierung des Grundwassers erforderlich und verhältnismässig wäre. Dies gilt auch in Kenntnis dessen, dass an den neuen, beim Nachgraben entstandenen Grubenrändern wie erwartet immer noch Abfälle zutage treten. Die Ergebnisse von Langzeitauswaschversuchen mit Hirschacker-Müll, die Osberghaus in Auftrag gibt, sprechen allerdings eine andere Sprache. Diese Auswaschversuche simulieren, wann und in welchen Konzentrationen das Wasser welche Schadstoffe im Verlauf von 50 Jahren aus den Hirschacker-Proben herauslöst. Weil der

Chemiemüll bereits seit 50 Jahren im Hirschacker liegt, zeigen diese Langzeitauswaschversuche eigentlich die Situation nach 100 Jahren.

Laut diesen Versuchen werden im Jahr 2059, also selbst nach 100 Jahren Deponie, noch immer unbekannte Schadstoffe ausgeschwemmt. Sie treten zum Teil immer noch in höheren Konzentrationen auf, als der 2008 zwischen Projektverantwortlichen und Greenpeace festgelegte Grenzwert zulässt. Mit anderen Worten: Roche, HPC und das Landratsamt Lörrach müssten selbst nach 100 Jahren noch immer zwingend nachgraben, weil gemessen an der (widerrufenen) Zusicherung aus der Hirschackergrube zu viele Schadstoffe austreten. Bei den Langzeitauswaschversuchen treten im Verlauf des simulierten Zeitraums aus derselben Hirschacker-Abfallprobe immer wieder andere Schadstoffe aus.^{35'} Deshalb ist zu erwarten, dass in den nächsten 50 Jahre das Grundwasser immer wieder von anderen Schadstoffen verdreckt wird.

Während der kommenden 20 Jahre wollen Roche und das Landratsamt Lörrach das verschmutzte Grundwasser bei der Hirschackergrube abpumpen und mit Aktivkohle filtern. Und danach? Gemäss den Resultaten der Langzeitversuche wird der Hirschacker auch nach 20 Jahre langem Pumpen das Grundwasser verschmutzen und das Trinkwasser der Gemeinde Grenzach-Wyhlen gefährden. Die Hotspot-Sanierung ist deshalb eine Billigsanierung. Sie hat zwar statt der budgetierten 6 Millionen Franken schliesslich 20 Millionen Franken gekostet, unter anderem, weil die Verbrennung von Aushubmaterial in Sondermüllöfen bei der Ausschreibung nicht berücksichtigt worden ist. Die kalkulierten Sanierungskosten bei der weitgehend vergleichbaren Vorgänger- beziehungsweise Nachfolgedeponee des Hirschackers zeigen aber die finanzielle Dimensionen einer umfassenden Beseitigung der Schadstoffquelle: Die Sanierung der Feldrebengrube wird auf 300 Millionen Franken geschätzt. Das Ausräumen der jurassischen Deponie Bonfol kostet voraussichtlich 350 Millionen Franken.

Als der Chemiemüll im Hirschacker in Grenzach-Wyhlen im Juli 2009 zugeschüttet wird, befürchtet Peter Donath, der ehemalige Umweltchef von Ciba SC, dass die Deponie in einigen Jahren zum dritten Mal saniert werden muss. Donath war bereits bei der ersten Teilsanierung 1978 dabei.

Auch Walter Wildi, Geologieprofessor an der Universität Genf, teilt diese Einschätzung. Man habe beim Hirschacker nicht nur «mitten in der Sanierung», sondern auch mitten in der Deponie aufgehört. «Das Risiko, dass man nachsanieren muss, ist meiner Meinung nach sehr gross», weil die Hirschackergrube weiterhin das Grundwasser verschmutzen und die benachbarten Trinkwasserfassungen der Gemeinde Grenzach gefährden wird.

Sandoz saniert den Brandplatz nach dem Grossfeuer 1986 unzureichend und hinterlässt eine «Schweizerhalle»-Deponie. Die Hirschacker-Hotspot-Sanierung somit das zweite Beispiel für eine Sanierung, die auch als Billigsanierung hohe Kosten verursacht, aber gerade deswegen das Deponieproblem nicht löst. Beiden ist gemeinsam, dass die beteiligten Konzerne von

Anfang an nicht die Absicht haben wirklich aufzuräumen, obwohl Verschmutzungsgefahr für das Trinkwasser besteht.

Beide Sanierungskonzepte orientieren sich nicht an der real vorliegenden Schadstoffvielfalt. Vielmehr lesen sie sich wie Anleitungen, eine gründliche Klärung der vielfältigen Schadstoffbelastung zu verhindern. Beim Brandplatz beschränkt Sandoz den Blick auf wenige Chemikalien. Roche fokussiert beim Hirschacker auf bloss ein rundes Dutzend Substanzen aus der Gruppe der leichtflüchtigen Halogenen Kohlenwasserstoffe (LHKW). Tatsächlich aber tut sich meist ein breiter Fächer bekannter und unbekannter Schadstoffe in den verschiedensten Konzentrationen auf, wenn die angemessene Analysemethode angewandt wird. «Bei den Sanierungen im Elsass und in Muttenz darf es nicht so laufen», kommentiert Martin Matter in der Basler Zeitung das vorläufige Ende der Sanierung der Hirschackergrube. Diese Gefahr aber besteht durchaus, denn auch das Bundesamt für Umwelt (BAFU) pflegt bei einer Bewertung von Schweizer Altlasten die Schadstoffvielfalt zu ignorieren. Wie Roche, HPC und das Landratsamt Lörrach bewertet es beispielsweise die Gefährlichkeit der Muttenzer Chemiemülldeponien ebenfalls aufgrund von bloss 14 Substanzen aus der Gruppe der LHKW. Das nächste Kapitel übt denn auch scharfe Kritik am BAFU als oberster Schweizer Umweltaufsicht.

5.6. Scheuklappen bei der obersten Umweltbehörde: Der fragwürdige Umgang des BAFU mit Ranglisten, Screenings und unbekanntem Substanzen

Noch 2001 ist Christoph Wenger, Chef der Abteilung Boden im Bundesamt für Umwelt (BAFU), überzeugt, «dass die Deponien bei Muttenz ein grosses Gefährdungspotential besitzen». 2009 relativiert er seine Einschätzung trotz der Trinkwasserfassungen in unmittelbarer Nähe: «Es gibt Altlastenstandorte, wo die Schadstoffkonzentrationen respektive Gefährdungspotenziale sehr viel höher sind als in Muttenz.» Er wolle «die Feldreben-Deponie nicht verharmlosen», aber das BAFU habe «Fälle von ganz anderen Dimensionen», so Wenger. Die Verschmutzung des Muttenzer Grundwassers mit leichtflüchtigen halogenierten Kohlenwasserstoffen (LHKW) wie zum Beispiel dem vermutlich krebserregenden Tetrachlorethen (Per) liege nur um das Zwei bis Dreifache über dem entsprechenden Grenzwert. Bei Altlasten der Basler Chemie in Monthey (VS) hingegen, sei er um das 14000-Fache überschritten. «Wir müssen die Relationen sehen», sagt Wenger im Januar 2009 gegenüber der Basler Zeitung.

Christoph Wenger beurteilt die Muttenzer Chemiemülldeponien allerdings, ohne die Analyseergebnisse im Detail zu kennen. Weder die chemische Industrie noch der Kanton Basel-Landschaft haben bis Januar 2009 die Daten ausgewertet, die sie für über 1,1

Millionen Franken von 2004 bis 2006 erhoben haben. Die Analyseergebnisse verstauben in den Schubladen von Industrie, Behörden und Trinkwasserversorgern (vgl. S. 96).^{3"}

Dies hindert das BAFU allerdings nicht daran, die Muttenzer Deponien bereits 2008 in einer Rangliste der gefährlichsten Altlasten und Deponien der Schweiz zu klassieren. Die Rangliste basiert — wie schon das unzulängliche Sanierungskonzept für die Hirschacker-Hotspots in Grenzach-Wyhlen (D, vgl. S. 126) — ausschliesslich auf der Verschmutzung mit 14 LHKW-Schadstoffen und vergleicht deren Konzentrationen an sieben Standorten, darunter Muttenz.